

Wo ist die „Kirche der Armen“?

Erfahrungen an der Basis in Brasilien

Ursula Adams, Münster

Im Sommer 1983 besuchte ich zusammen mit einer befreundeten Sozialarbeiterin zum dritten Mal Brasilien, wo wir Verwandte und Freunde haben. Wiedersehen in einem liebgewordenen Land stand auf dem Programm, aber zugleich bestand Einverständnis, daß wir vor allem den Armen nachgehen wollten. Seit 20 Jahren arbeiten wir mit und unter randständigen Armen unseres Landes: in sozialen Brennpunkten der Stadt Köln und unter Stadtstreichern in Münster. Bei diesem Dienst bemühen wir uns, den Abstand zwischen denen, die wir als die Armen unseres „reichen“ Landes kennen und lieben gelernt haben, und der übrigen Kirche zu verkürzen. Wir erhoffen uns davon, daß sie sich einmal als solche erfahren dürfen, wie ein Papst die Armen einst bezeichnet hat, als „die Schätze der Kirche“. Bescheidene Erfahrungen in dieser Richtung durften wir schon sammeln.

Als wir uns auf unsere dritte Brasilienreise vorbereiteten, erwarteten wir, in den Favelas würden wir sie finden, die Kirche unter den Armen, die Kirche „an der Basis“ und ebenso unter den Landarbeitern im Inneren des Landes. Was wir gelesen hatten über „Theologie der Befreiung“, die „neue Volkskirche“ und Basisgemeinden, das hörte sich vertraut an für uns. Unsere Bemühungen unter den Obdachlosenfamilien („Favelas in der Bundesrepublik“) und unter den „Vagabundos“ in der Stadt, beschränken sich ja nicht auf soziale Arbeit, sondern schließen die Evangelisierung der Menschen ein. Die Sakramente und vorbereitende und begleitende Gespräche hierfür sind ein wichtiger Teil der Arbeit. Priester, die unsere Arbeit unterstützen, feiern gelegentlich unter diesen Armen Eucharistie. Dann bereiten wir die Gottesdienste gemeinsam mit den Obdachlosen und Vagabundos vor.

Bei uns zu Hause werden unsere Bemühungen um eine Verbindung von sozialer und pastoraler Arbeit unter Obdachlosen und Stadtstreichern oft als „Basisgemeinde“ bezeichnet. Mit diesem Wort wird Anerkennung verbunden. Wir mögen dies nicht sehr, denn uns geht es mehr um die Inhalte unseres Dienstes als um die Zuordnung zu neuen theologischen Begriffen und Einordnung in ideologisch außenstehende Klassifizierungen.

1963, bei dem ersten Besuch in Brasilien, war von dergleichen noch nicht die Rede. Ich lernte sozial und pastoral engagierte Laien und Priester – auch Bischöfe – kennen, die unverdrossen versuchten, in das Meer der Armut und Unterentwicklung, sowohl in den Städten als auch in dem riesigen Innenland, wenigstens Tropfen aus der Quelle zu mischen, aus der allen Menschen das Heil verkündet ist (Apg 4, 12; Mt 10, 8f).

Damals wußten wir noch nichts von den hochfliegenden Ideen und radikalen Forderungen der marxistisch beeinflussten Sozialwissenschaften, die zu jener Zeit in den USA und in Europa entwickelt wurden. Was ich damals gesehen und erlebt habe: in einer Favela in Rio de Janeiro, in Missionsgebieten im Mato Grosso, im Amazonasurwald und in den Trockengebieten des Nordostens, das habe ich aufgeschrieben und weitergegeben. Kaum einer von denen, die bei uns für den Dienst unter Armen eingesetzt sind, hat sich dafür interessiert. – Mir genügte es, daß ich aus diesen ersten Begegnungen viel lernen konnte.

Als wir 1969 nach Brasilien kamen, haben wir staunend die zahlreicher gewordenen Bemühungen in den Favelas miterlebt. Für unseren schriftlichen Bericht interessierten sich anschließend einige Fachleute der Sozialarbeit, Kollegen aus der Arbeit unter sozialen Randgruppen. Insgesamt trafen wir auf wenig Verständnis, denn was uns so beeindruckt hatte, hielten andere für kleinkarierte Barmherzigkeit. Es war damals die Zeit der Studentenunruhen. Wir gerieten in harte Auseinandersetzungen mit Vertretern marxistischer Gesellschaftstheorien, -philosophien und entsprechender Menschenbilder, weil unsere Bemühungen um kleine Schritte der Verbesserung im Leben der Armen abqualifiziert, ja bekämpft wurden. Damals wurde über die Existenz von Armut und Randständigkeit eine Generalhypothese ausgebreitet, die lautet: Die Gesellschaft ist schuld hieran... Bis heute wird über diese gestritten. Damals wie heute steht immer wieder die nüchterne Anfrage im Raum, ob es den Armen eigentlich nützt, wenn sie erfahren, daß „die Gesellschaft schuld ist“? Aber hilft es weiter, wenn Arme und ihre Helfer erfahren, daß „die Gesellschaft immer ihre Sündenböcke braucht“, weshalb sie diese Rolle übernehmen müssen? Die modernen Erklärungsversuche für die Existenz von Armen sind ebenso zeitlos treffend wie unpraktisch, was die Frage nach der Handlungskonsequenz anbelangt. Am Ende blieb auch damals die Bilanz: Die Armen wurden noch ärmer, denn die Streitenden fühlten sich dispensiert, praktisch zu helfen.

Wir waren nicht darauf vorbereitet, 1983 in Brasilien erneut in die Auseinandersetzungen mit marxistischen Theorien zu geraten. Hier heißt das Feindbild heute: „die Kapitalisten“, „die Multis“ oder einfach „die Reichen“. Wir sind Priestern begegnet, die sich ausschließlich zum

Ziel gesetzt hatten, die Armen von diesen Feinden zu befreien. Angesichts des buchstäblich himmelschreienden Elends in diesem Land muß es gewiß Menschen geben, die verantwortlich auf die Suche gehen, die Ursachen und auch die Schuldigen für diese Verhältnisse ausfindig zu machen. Die Kirche muß sich hierbei führend einsetzen. Das betonen die Päpste nicht erst seit der Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931) und bis heute. Aber es kann nicht genügen, sich die Überwindung von Armut „zum Ziel“ zu setzen. Frohe Botschaft muß für die heute Lebenden heute erfahrbar werden. Und dazu gehört eine umfassende Pastoral.

Wir können die Priester nicht verstehen, die sich bewußt dispensieren von ihrem Auftrag als Spender der Sakramente und Verantwortliche für die Diakonie, für die Hilfe hier und heute, dabei aber Priester der Kirche bleiben wollen. Wenn wir über unsere Gespräche mit manchen politisch engagierten Priestern nachdenken, dann fällt es schwer, sich bewußt zu bleiben, daß man Menschen vor sich hat, die sich der Verkündigung des Evangeliums verschrieben haben. Der Sprachstil, die ideologisch gefärbte Ausdrucksweise lassen eher an Parteiversammlungen als an religiöse Themen denken.

Von „Partei“ ist in solchen Gesprächen viel die Rede. Einig sind wir, wenn es schlicht heißt: Partei für Arme. So verstehen auch wir uns. Vorsicht ist allerdings geboten, wenn das Wort im Sinne der Gerichtssprache gemeint ist: Partei für..., denn das wirft sogleich die Frage auf: ...gegen wen? Wer Partei ergreift vor Gericht, ist einseitig, hat immer einen Feind. Von ihm ist bei solchen Gesprächspartnern mehr die Rede als von denen, für die gestritten werden soll. „Gegen die Reichen“, das ist in Brasilien ein Programm von revolutionärer Aussagekraft.

Freilich ist dies durchaus nicht überall so zu hören. Im Inneren dieses Landes, das die Ausmaße eines Kontinents hat, gerieten wir in eine ganz andere Welt. Das war in Acre, dem nordwestlichsten Bundesstaat. Hier wußte man zwar von den neuen Theologien, hielt sie aber für unbrauchbar für die praktische Alltagspastoral, die hier unter äußerst schwierigen Lebensbedingungen erbracht wird.

Für diese Einstellung zahlen die Missionare einen hohen Preis. So unterhalten sie in Manaus, wo die Priesteramtskandidaten ihren Studienort haben, eine Wohngemeinschaft mit einem eigenen Regens und Spiritual. „Wir brauchen Priester, die geistlich gebildet sind und wirklich Philosophie und Theologie studiert haben. Die Soziologie sollen sie anderen überlassen“, meinte ihr Bischof Heinrich Rüth in einem Gespräch.

Vereinzelt trafen wir solche Einstellungen sogar in den Millionenstädten Rio de Janeiro und Brasília. Da waren Priester und Laien, die wider alle „bessere (politische) Einsicht“ mitten in den besonders menschen-

reichen Elendsgebieten in den Randzonen der Städte Kindertagesstätten aufgebaut hatten, mit Jugendlichen und Erwachsenen Ausbildungsprogramme organisierten, in bescheidenem Rahmen ärztliche und juristische Beratung vermittelten und inmitten solcher Vielfalt an sozialen Diensten auch eine kleine Kirche untergebracht hatten. Wir haben zweimal höchst lebendige Eucharistiefeiern mitfeiern dürfen.

Auch diese Missionare der Nächstenliebe zahlen für ihren Dienst einen hohen Preis. Er ähnelt dem, den wir aus den Auseinandersetzungen um unsere Arbeit in Deutschland kennen: Mißachtung und gar Verknennung, weil nicht von Parteinahme und Feindschaft gegen die anderen beseelt. Es sieht so aus, als gäbe es überall Menschen, die solche Dienste selbst zwar nicht erbringen wollen, die solche bei anderen aber nur zulassen wollen, wenn sie auch den Charakter parteilicher Schulung haben; dies möglichst schwerpunktmäßig, von der Zentrale gelenkt.

Ich kann nicht einsehen, welchen Sinn das haben soll. Die Armen möchten gewiß etwas mithaben vom Tisch der Reichen, aber sie verstehen sich wohl selten als „Partei gegen“. Dafür sind ihnen die „Multis“ (bei uns „die Gesellschaft“) zu fern und ist ihnen die tägliche Not zu nah.

Wir fragen uns, warum die Kirche in Brasilien sich nicht ihrer eigenen Worte und Begriffe bedient, wenn sie für die Armen eintritt. Die Kirche kennt seit jeher einen Begriff, der das Parteiergreifen einschließt: „Paracletus“. So nennt die Kirche den Heiligen Geist. Paracletus hieß in der Sprache der römischen Juristen, von denen die Kirche in ihren Anfängen viel gelernt hat, „Fürsprecher“, „Beistand“, einer, der für mich eintritt, damit meine Sache gut ausgeht. Hier wird das Wort vom Parteiergreifen nicht zugleich mit dem anderen, „Partei gegen...“, verbunden.

Entspricht dies nicht dem, was wir aus dem Gleichnis vom letzten Gericht wissen: Zuerst stehen wir alle, Arme und Reiche, Richter und Gerichtete gemeinsam auf der anderen Seite. Dann wird jeder von uns Ihn nötig haben, den Geist Gottes, damit Er meine Partei ergreift, um Fürsprecher zu sein.

Zeugnisse dessen, was wir sahen und erlebten

Wir waren auch auf der Suche nach Basisgemeinden. Wir wollten sehen, wie solche miteinander leben, und wollten dabei die tatsächliche oder fehlende Berechtigung herausfinden, weshalb man unsere Arbeit in Deutschland so nennt. Wir wollten Praxis sehen, denn unsere Praxis unter den Stadtreichern hat ja zu dieser Bewertung geführt.

Dieses Anliegen erwies sich als unerwartet schwierig. Denn was sich in Brasilien unter vertrauten und vermeintlich eindeutigen Begriffen wie „Praxis“ und „Basis“ einerseits, „Kirche“, „Evangelisation“ und „Volk Gottes“ andererseits verbirgt, ist verwirrend vielfältig und kontrovers. Wir wurden buchstäblich von der ersten Stunde unseres Aufenthaltes an mit zahlreichen Theorien bekanntgemacht, aus denen sich hier neue Theologien entwickeln. Wir haben uns dem immer wieder verweigert, denn wir wollten etwas sehen und solchen Menschen zuhören, deren vorzeigbare Praxis wir aus früheren Begegnungen oder jetzt einschätzen konnten.

Für diese Art „Besichtigung“ der Kirche des Landes haben wir uns nachträglich – sicher nicht ganz zu Unrecht – den Tadel „unsystematisch“ zugezogen. Aber das belastet uns nicht sehr, denn wir haben Vertrauen zu unserer, aus sehr langer praktischer Erfahrung erwachsenen Fähigkeit, soziale und pastorale Arbeit unter Armen einschätzen zu können. Was wir dabei erfuhren, sind zwei sehr verschiedene Welten.

Zunächst haben wir uns bekannte Priester und Missionare gefragt, wie sie es mit der „Basisgemeinde-Bewegung“ halten würden. Sie haben keine Bewertung vorgenommen, sondern haben uns von ihrer eigenen Arbeit erzählt, wobei uns manche Zusammenhänge, die wir bei früheren Besuchen gesehen und erlebt hatten, jetzt erst bewußt wurden.

Sie erzählten, schon immer hätten sie die riesigen Gemeindegebiete im Innern des Landes in Substrukturen aufzugliedern versucht. Eine Vielzahl kleiner Kapellen wurde errichtet. Diese waren immer schon Orte, wo das Volk sich zum Gebet versammelte in Zeiten, wenn kein Priester kam. Einzelne nahmen die Verantwortung in die Hand, auch Kinder zu beteiligen, Glaubensinhalte weiterzusagen usf. – Dies nannte man nicht Katechese, und die Verantwortlichen wurden nicht Gemeindeleiter genannt. Das alles sei erst so geworden, berichtete man uns, seitdem eine neue Pastoraltheologie diese Praxis aufgegriffen und ihr den Namen Basisgemeinde gegeben habe.

Seither, so sieht es aus, nehmen auch Bischöfe diese Entwicklung zur Kenntnis. Das gab es früher wohl nur unter denen, die wie Missionare unter anderen Missionaren wirkten, immer nah am Volk. In den Städten war der Abstand größer und darum der bischöfliche Kontakt zu solchen Gruppen auf besondere Ereignisse reduziert, etwa die Firmung.

Seitdem einige Bischöfe die neuen Theologien in ihren Diözesen zu fördern versuchen, gibt es nicht nur positive Nebenwirkungen. Die Kleinen, die immer schon in Gruppen von Gläubigen den Glauben zu pflegen und zu erhalten versucht haben, werden aufgewertet. Sie erhalten sogar offizielle Stellen in der Kirche (Gemeindeleiter). Andere, die die

Kirche nach europäischem Muster als Service-Seelsorge wahrgenommen haben, haben heute den Verdacht, sie würden nicht mehr ernstgenommen. Eine neue Theologie der Befreiung bestätigt ihnen diesen Eindruck, denn da wird zwischen Armen und Reichen deutlich getrennt. Die Reichen, das sind die, mit denen die Kirche es bislang gehalten hat – so wird heute gesagt und dazu: Dies soll anders werden! Was sollen diese „reichen“ Mittelständler jetzt tun? Sind sie nicht mehr gelitten in dem, was sie als Kirche verstanden haben?

Eine Bewertung dieser kleinen Einblicke steht uns nicht zu. Nur dies ist uns sehr klar geworden: Unsere sozial-pastorale Praxis und das, was uns in Brasilien zur Frage nach Basisgemeinden gezeigt und beschrieben wurde, läßt uns keine Gemeinsamkeit erkennen.

Über theoretische Worte wie Praxis, Basis, Ideologie

In eine völlig andere Welt gehört das, was im Rahmen der Theoriebildung in Brasilien „Praxis“ und „Basis“ genannt wird. Praxis ist ein zentrales Wort in den neuen Theologien¹. Aber dieses Wort entstammt der Theorie, und Theorie hat mit wahrer Praxis meist wenig Berührung. Und dies scheint hier der Fall zu sein. „Praxis“ ist eine Worthülse, in die je nach Bedarf viele Zukunftswünsche verpackt werden; zum Beispiel „das unfehlbare Lehramt“, „die neue Evangelisation“, „die neue Offenbarung“ – kurz „der neue theologische Ort“². Ob die Techniker der neuen Pastoraltheologie die zuvor beschriebene Praxis zum Gegenstand einer neuen Theorie gemacht haben oder nicht einmal das?

Mit dem Begriff „Basis“ verhält es sich ähnlich. Er hat nach unserem Verständnis nur dann einen Sinn, wenn etwas, das über der Basis aufbaut und von ihr getragen wird, mitgedacht ist. Seine modische Verwendung scheint aber oft die Funktion zu haben, diese Basis statt das Ganze zu sehen. Basisgemeinden sind nichts ohne die Kirche, deren „Basis“ sie sein sollen. Basisgemeinde, das ist Kirche an der Basis – das kann nicht etwas Losgelöstes und Eigenes sein.

Wenn wir diese Theorien als Maßstab für unsere eigene Praxis nehmen sollten, fühlten wir uns mit unseren Bemühungen unter den Armen außerordentlich mißverstanden. Wir möchten ihnen die Kirche näherbringen. Welchen Gewinn hätten die Armen davon, wenn wir die gewiß sehr beeindruckenden religiösen Ereignisse an kirchlichen Feiertagen

¹ Vgl. zum Ganzen Bonaventura Kloppenburg, *Die neue Volkskirche* (erschienen 1977 in Bogotá), deutsch, Aschaffenburg 1981.

² Ebd., 71.

und bei Beerdigungen zum Selbstzweck, ohne Offenheit zur Kirche, in der uns Jesus anspricht, machen wollten? Das käme wohl dem Versuch einer Selbsterlösung gleich, als sei das Erlebnis der Feierlichkeit schon das Ziel. Selbsterlösung ist aber nie Erlösung. Wenn wir so über unsere religiöse „Praxis“ denken würden, würden unsere Armen bald ärmer. – Man hält uns oft vor, daß in unserer perfekt organisierten europäischen Kirche ohnehin kein Platz für die Armen sei. Wir hielten künstlich an Illusionen fest. Nun, wir wissen aus leidvollen Erfahrungen durchaus, daß es nicht einfach ist, in unserer hiesigen Kirche kleine Erfahrungen von lebendiger Gemeinde auch für Arme zu ermöglichen. Doch wenn es auch nicht einfach ist, so können wir dennoch sicher sein, daß wir uns in unserer durch Offenbarung, Tradition und 2000jähriger Kirchengeschichte vertrauten Kirche bewegen.

Dies Letzte ist in Brasilien, dem „katholischen Land“, keineswegs immer so. Wir trafen auf theologische Theorien, die großen Wert darauf legen, vertraute Begriffe neu zu bestimmen und die bisherigen Inhalte als grundsätzlich falsch (so in der Exegese) zu zeichnen. Wir hörten in solchen Zusammenhängen das Wort Ideologie. Angeblich sprechen die Armen ihre elende Lebenswirklichkeit in die alten Begriffe und Schrifttexte „neu“ hinein und geben ihnen dadurch neue Inhalte³. Wir sind nicht so sicher, wer hier was in was hineindenkt und spricht. Ob nicht alles vielleicht auch von Theologen an Schreibtischen erdacht sein könnte?

Unsere Einschätzungen dessen, was wir gesehen und gehört haben, unterscheiden sich sehr von dem, was viele andere aus Begegnungen in Brasilien zu berichten haben. Darum soll an dieser Stelle eine erste Zusammenfassung unseres persönlichen Zeugnisses eingefügt werden: Es geht nicht ohne „die andere Kirche“, die „den Armen“ so fern zu sein scheint. Es geht nicht ohne „die Reichen“. Dies gilt nicht allein aus pragmatischen Gründen, vielmehr zuerst, weil das Heil allen versprochen ist. Es darf keinem vorbehalten werden, nicht den Armen, nicht den übrigen. Wer sein Herz bei den Armen hat, neigt dazu, hier Partei zu sein, hier die Lieblinge Gottes zu suchen. Aber hier wie immer im Leben gilt: Einseitigkeit bleibt ungerecht. Jesus ging mit Armen und Reichen um, mit ganz normalem Durchschnitt. Das Heil gilt allen! Am Ende erwartet uns ein Richter, einer, der über aller Parteilichkeit stehen wird.

³ Zu einigen konkreten Beispielen einer „Neulesung“ der Bibel vgl. Bonaventura Kloppenburg, a.a.O. (Anm. 1), 79–84.

Über gelebte Solidarität mit den Armen

Nicht nur nebenbei waren wir in Brasilien auch auf der Suche nach neuen und lebhaften Wegen freiwillig gelebter Armut und neuen Formen der Frömmigkeit und Religiosität. Unser Interesse hieran stammt ebenfalls aus eigenen Erfahrungen in der deutschen Randgruppenarbeit.

Wir hofften, in Brasilien Menschen zu finden, die Armut in Solidarität leben. Wir wollten von solchen lernen. Wir rechneten mit Gelegenheiten hierzu, weil wir 1963 und 1969 in Begegnungen mit einzelnen erkannt hatten, wieviel hautnäher die Brasilianer mit Armut leben als wir Deutschen. Was wir gefunden haben, ähnelt dem, was wir in unserer Arbeit unter Armen erleben. Und darum sehen wir uns wieder einmal herausgefordert, öffentlich verantwortlich nachzudenken⁴ über bestimmte Lebensentscheidungen, aber auch über Lebensbedingungen von Menschen, die Nachfolge vor allem als „Option für die Armen“ verstehen möchten.

Wir erleben seit 20 Jahren immer wieder, daß Ordensleute aus ihren Klöstern ausziehen, um Solidarität mit den Ärmsten zu leben. Sie wohnten alsbald unter Obdachlosen. Anfangs waren wir begeistert von diesem Zeugnis gelebten Ordenschristentums. Dann erlebten wir die Krisen. Wir haben jeden zu stützen und zu halten versucht – vergeblich. In meinem Aufsatz „Radikale Solidarität“⁵ ist davon die Rede und auch von unseren Überlegungen, wie eine solche Solidarität lebbar sein könnte.

Anfangs machten wir die jeweiligen Oberen verantwortlich dafür, daß sie ihren Mitbrüdern, -schwestern nicht besser beistanden. Im Laufe der Jahre belehrte uns unsere eigene Lebenserfahrung so: Wer Armut gelobt hat, ohne sie selbst je so erfahren zu müssen wie andere Menschen, dem steckt oft ein Stachel des Selbstvorwurfes im Herzen. Manch einer von solchen ist versucht, in die Erfahrung der Armut der Armen umzusteigen. Ich kenne nicht wenige, die dies versucht haben. Aber nur die Charles de Foucauld-Gemeinschaften bringen das hierfür erforderliche geistliche Rüstzeug mit. Andere werden in ihren Gemeinschaften rasch zu Außenseitern, verehrt oder verachtet – das hängt von der Blickrichtung der außenstehenden Beobachter ab.

Und damit wird noch eine weitere Erfahrung solcher Lebensentscheidung deutlich: Wer sich auf Arme einläßt, bleibt rasch allein – in seiner

⁴ Vgl. hierzu: Ursula Adams, *Radikale Solidarität – wie können Ordensgemeinschaften heute Solidarität mit Armen leben?*, in: Ordenskorrespondenz, 20 (1/1979) 43–54.

⁵ A.a.O. (Anm. 4).

Familie, unter den Bekannten, auch in Ordensgemeinschaften⁶. Darum ist die Versuchung wohl so groß, fortzugehen und als einzelner die Solidarität mit Armen in deren Elend zu suchen. Die Armen empfangen solche manchmal mit Skepsis; sobald Vertrauen entstehen konnte, setzen sie aber hoffnungsvolle Erwartungen auf die neuen Nachbarn. Diese kommen aus einer Welt, in der es Beziehungen zu all dem gibt, was ihnen fehlt: Ausbildung, Wohnung, Arbeit, Auskommen und weiteres.

Die erste Enttäuschung stellt sich ein, wenn die Armen erfahren, daß die neuen Nachbarn alle Beziehungen abgebrochen haben und sogar einen Sinn darin sehen, auf das Lebensnotwendige zu verzichten. Wenn sich dann die Krisen einstellen, wird zwangsläufig auch das dunkel, was zuvor überzeugend als „frohe Botschaft“ wahrgenommen werden konnte.

Aber nicht zuletzt: Wer sich freiwillig einem solchen Leben ausgeliefert hat, kann meist auch zurück. Das „Vater-“ oder „Mutterhaus“ des Ordens fängt – wie man stets weiß – jeden auf, der in die gemäßigte Armut des Ordenslebens zurück will. Diese Freiheit haben die unfreiwillig Armen nicht.

In Brasilien sind solche Versuche einer Armuts-Solidarität noch verhängnisvoller als bei uns. In diesem Land sind die Armen sehr viel ärmer als in der Bundesrepublik Deutschland, weil sie nicht aufgefangen sind durch die Zusicherung von Sozialhilfe, die auch auf der untersten Stufe ein Leben garantiert, das der Würde des Menschen entspricht. Zudem ist die Zahl der Armen erheblich größer. Am schwersten wiegt aber wohl ein Weiteres: In Brasilien verbreiten sich neue Theologien, die sich sozialwissenschaftliche Weltbilder zu eigen gemacht haben⁷. Wir lernten Priester kennen, die sich unter Berufung auf neue Einsichten nicht näher bestimmter Richtungen einer Theologie der Befreiung frei fühlen von der Verwaltung der Sakramente und sich statt dessen als Sozialarbeiter, auch „Parteigänger der Armen“ gegen die Reichen verstehen wollen⁸. Daß sie den Praxisberuf der Sozialarbeit nicht erlernt haben, scheint ihnen keine Probleme zu bereiten.

Wir sind auch anderen begegnet: Laien, Ordenspriestern und ganzen Ordensgemeinschaften, die es als ihren Lebenssinn verstehen, das Los

⁶ Ursula Adams, *Karriere nach unten. Ein Weg für Ordensleute und andere Christen*, in: GuL 52 (1979) 201–217; und dieselbe, *Wo ist der letzte Platz? Beispiele eines Lebens für die Armen*, in: GuL 57 (1984) 127–138.

⁷ Vgl. hierzu Wilhelm Weber, „Wenn aber das Salz schal wird...“ *Der Einfluß sozialwissenschaftlicher Weltbilder auf theologisches und kirchliches Sprechen und Handeln*, Würzburg 1984.

⁸ Ursula Adams und Thea Haas, *Kirche unter den Armen, Erfahrungen aus der Sozialarbeit*, Reihe Kirche und Gesellschaft 109 (1984) 6. 11.

der Armen zu verbessern und ihnen neue Perspektiven zu eröffnen. Freilich, wir wissen aus Erfahrungen in unserem eigenen Land, daß solch ein Weg oft sehr mühsam und langwierig ist. Denn Ordensgemeinschaften sind oft keineswegs einfach bereit, die Bemühungen einzelner Mitglieder um die Armen mitzutragen oder wenigstens zu akzeptieren. Trotzdem: Es ist zu einfach, wenn solche einzelne sich aus ihren Gemeinschaften entfernen und zu den Armen ins Elend wechseln. Gewiß sind solche Menschen Idealisten mit hoher Motivation. Aber das allein genügt nicht.

Über eine Flucht nach innen

Es gibt wiederum andere, die suchen die Armen in einer eigenen Art von Frömmigkeit. Frömmigkeit, das heißt doch, auf Gott hin ausgerichtet leben. In christlichen Zeitaltern suchten und fanden die Frommen Gott in den Worten seiner Offenbarung. Sie wußten im Glauben, daß sie Ihm im Geringsten begegnen und Ihm da dienen können.

Das hat seine Gültigkeit bis heute nicht verloren, es scheint den Menschen nur nicht mehr so einfach zugänglich zu sein. Eine „neue Innerlichkeit“ hat neue Zugänge gefunden: Bilder von der Wüste, von blühender oder trockener Natur... Solche Bilder sollen helfen, Gott zu finden. Kann das gelingen? Nun, die, die da suchen, meinen Ihn zu finden! – „Du sollst Dir kein Bild machen“, warnt die Bibel.

Wir fragen von einer anderen Seite aus an: Wird Gott im Geringsten gesucht, wenn seine Christen Ihn in Selbstbesinnung finden wollen? Freilich, Jesus ging in die Wüste, zog sich zurück, um mit dem Vater allein zu sein. Aber nicht diese Zeiten machen die Fülle dessen aus, was die Evangelien als Frohe Botschaft zu übermitteln haben. Matthäus faßt das gesamte öffentliche Wirken des Lebens Jesu zusammen in den Satz: „Er zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich Gottes und heilte im Volk alle Kranken und Leidenden.“ (4,23; ähnlich 9,35; auch Mk 1,39; Apg 10,37f.) Ist es nicht eine Verkehrung dieser Botschaft in ihr Gegenteil, wenn Christen nur die „Wüstentage“ an sich reißen, sich hier zu bedienen suchen und darüber die Armen, die nach Liebe und Gerechtigkeit dürsten, ausgesperrt lassen?

Doch das sind Fragen, die aus eigenen Erfahrungen mit Tendenzen einer „Flucht nach innen“ (so ein neues Buch von K. Walf) stammen, aber keine Thesen oder dogmatische Feststellungen. Viele Christen ziehen aus „Wüstentagen“ Kraft für den Dienst der Liebe.

Beispiele erlebter Nächstenliebe

Mehr als nur Fragen, nämlich Befürchtungen, ob nicht die „Kirche der Armen“ anderswo zu suchen ist, als es vielerorts propagiert wird, erwachsen aus konkreten Erfahrungen eines wirklichen „Dienst an den Armen“.

„Die Kinder..., ihrer ist das Himmelreich“ (Mt 19, 14; Mk 10, 14)

Wir hielten uns einige Tage in Macapá (Amazonasmündung) auf, wo wir in ein ganz alltägliches Bemühen mit mehrfach behinderten Kindern hineingenommen wurden. Hier ist ein italienischer Weltpriester tätig, der seit einigen Jahren zusammen mit den Bewohnern eines sehr armen Stadtrandgebietes eine Heimat für zuvor versteckt gehaltene Kinder aufbaut⁹.

Unsere Begegnung begann bei unserer Ankunft am Flughafen. Da stand eine Gruppe behinderter Kinder, die ein Lied sangen. Wir waren nicht auf den Gedanken gekommen, daß dies ein Willkommensgruß für uns sein könnte. Da stellte sich ein uns nicht bekannter Mann vor: Padre Louis. Er erklärte, er habe diesen Kindern erzählt, es komme Besuch, der sich besonders für sie interessiere. Das war uns neu, aber wir freuten uns sehr; mehr noch über die Begegnung mit einem Menschen, der Kindern so unbefangen und selbstverständlich Erlebnisse zu verschaffen wußte. Als bald schmiegt sich der blinde Marcello bei mir an. Als es erkennbar zur Abfahrt geht, nehme ich seine Hand: „Komm, wir fahren nach Hause.“ Da fragt er: „Schläfst Du heute bei mir?“ Ich kann nur ahnen, was er erfragt, und erfahre dann, daß wir unser Quartier 35km entfernt haben. Ich verspreche ihm meinen Besuch, und dazu kommt es auch tags darauf. Wir treffen etwa 45 Kinder in einem Gelände, wo sich allerhand Spielzeug befindet. Wir hocken uns einfach hin und probieren an einer Stelle, ein ganz zweckloses Muster aus bunten Klötzen zu legen. Die Kinder kommen, probieren ebenfalls, schauen zu, und alsbald verständigen wir uns gut.

Auch die jungen Kindermädchen schauen uns eine Weile zu. Dann bringen sie nicht gehfähige Kinder und zeigen uns Behinderungen, die ihnen erkennbar besondere Sorge machen. Da war ein kleiner Junge, der nur ein Wort sagen konnte: „Pa“, so nannte er den Priester. Wer ein Wort sagen kann, kann vielleicht noch weitere erlernen, aber wie? Wir probierten unser Glück und sagten dem kleinen Kerl immer wieder „Hallo“ vor. Nach einer halben Stunde sagte er plötzlich strahlend: „Hallo“.

⁹ Ebd., 5f.

Als dieser Tag zu Ende war, ließen wir Freunde zurück. Der Pater hier ist Seelsorger einer großen Gemeinde. Bei Hausbesuchen entdeckt er die versteckt gehaltenen Kinder und gewinnt auch Helfer für sein Werk. Das ist alles. Nein, nicht alles! Auf den Gesichtern der Kinder, der Helferinnen und mancher Menschen, die wir in der Nachbarschaft trafen, sahen wir ein Leuchten, das eine Ahnung von Erlöstsein ausdrückte.

„Aussätzige werden rein“ (Mt 11, 5)

Eine Woche lang waren wir in Cruzeiro do Sul im nordwestlichen Bundesstaat Acre. Vor 20 Jahren hatte ich hier ein äußerst provisorisches, wenngleich durchaus liebevoll betreutes „Lager“ für Leprakranke und ein Heim für deren Kinder besucht. Jetzt wurde ich daran erinnert, daß ich damals, nach einigen improvisierten Spielen mit den Kleinen gesagt haben soll: „Adieu, ihr Kinder! Ich besuche Euch wieder.“ Das war wohl eins der Versprechen, die unser Herz gibt und deren Einlösung Gott überlassen bleibt. Objektiv betrachtet hätte ich wissen müssen, daß mich wirklich nur ein Zufall noch einmal in diesen abgelegenen Winkel des Amazonasurwalds führen konnte.

Jetzt stand ich wieder an diesem Ort. Die Menschen waren nach 20 Jahren andere, ihre Lebensumstände waren ungleich besser, aber immer noch antworteten sie auf die Sprache des Herzens. Wir spielten mit den Kindern, unterhielten uns mit Mimik und Gestik mit den Erwachsenen, wobei wir uns an den uns geläufigen Vokabeln festhielten. Dies waren vor allem die Vornamen unserer Gesprächspartner: Maria Himmelfahrt, Maria Namen, Maria Geburt etc. Wir waren glücklich miteinander. Abends durften wir eine Messe mitfeiern. Der Bischof erzählte den Kranken, wer wir sind, wo wir arbeiten und warum wir uns für diesen Ort besonders interessieren. Spontan sang eine ganz verstümmelte Frau ein Dankeslied – nicht an unsere Adresse, nein, an den, der im Tabernakel gegenwärtig ist!

„Heute, wenn ihr seine Stimme hört...“ (Hebr 3, 7)

In einer Favela in Rio de Janeiro trafen wir eine Dame, die in einer provisorisch installierten Küche junge Mädchen mit Grundtechniken der Haushaltsführung vertraut machte. Ihr Ziel war, ihnen den „Arbeitsmarkt“ in mittelständischen Haushalten zugänglich zu machen. Wir hörten Zahlen, die uns zeigten, daß dies ein erfolgreiches Bemühen zu sein scheint. – Die Mädchen zeigten uns stolz und fröhlich, was gerade vorzuweisen war.

In unserem Land erleben wir heute, wie man uns verständnislos zuhört, wenn wir so etwas als einen sinnvollen Beitrag zu Entwicklung und Frieden bezeichnen. Wir denken, wenn diesem Volk doch mindestens drei Generationen Zeit gewährt würde, um mit der Industrialisierung und deren Folgen – wie der Verstädterung und den Armutsgürteln an den Rändern der Metropolen – fertig zu werden. Warum eigentlich ist es etwas Schlechtes, sogar „Ausbeutung“, wenn vorerst noch die Armen als Hauspersonal bei Wohlhabenden dienen? Bekanntlich beziehen wir Menschen unser Selbstwertgefühl aus der sozialen und gesellschaftlichen Stellung derer, mit denen wir umgehen. Die Kirche kennt dies auch, obgleich sie darum weiß, daß alle Menschen Kinder des einen Vaters im Himmel sind. Ähnlich, wie sich aus genau dieser „Abstammung“ die Kostbarkeit der Menschenwürde ergibt, können auch Arme heute jemand werden, der „wer ist“. Eine sehr schlichte Möglichkeit ist es, wenn sie in die Hausgemeinschaft von Leuten aufgenommen werden, die vor den Augen dieser Welt „wer sind“. Und darauf kommt es doch an, daß die heute Lebenden heute erfahren dürfen, daß sie ernstgenommen werden – mehr noch, daß man sich um jeden einzelnen von ihnen müht. Was nützt es es ihnen, zu erfahren, daß sie eine Dezimalstelle hinter dem Komma einer statistischen Übersicht sind. Jeder erfährt sich selbst als Einmaligkeit, der Arme wie der Wohlhabende.

Was hier als Zeugnis mitgeteilt wird, ist bewußt begrenzt auf die Ausschnitte, die wir ein wenig miterleben durften. Das wäre uns nicht möglich gewesen, wenn da nicht Priester und Laien lebten, die schon lange zuvor Orte geschaffen haben, in denen Liebe gegenwärtig gehalten wird. In einer anderen Veröffentlichung ist vor allem von diesen Menschen und ihren Werken die Rede. Das kann nachgelesen werden¹⁰.

An dieser Stelle sollten kleine persönliche Zeugnisse mitgeteilt werden von dem, wo wir selbst mit hineingenommen worden sind.

Was im Großen in Brasilien vorgeht, ist wohl noch lange nicht einzuschätzen. Die einen konstruieren „neue Theologien“, schreiben die Bibel neu („aus dem Verständnis des Volkes“¹¹), gründen eine neue Volkskirche. Und die anderen gehen den zweitausend Jahre alten Weg, auf den Jesus die Jünger geschickt hat: „heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein...“ (Mt 10,8), „verkündet Armen frohe Botschaft“ (Mt 11,5). Sie tun dies, weil sie nicht einfach, sondern alltäglich sind.

¹⁰ S. Anm. 8.

¹¹ Bonaventura Kloppenburg, a.a.O. (Anm. 1), 79–84.